

Die Freiheit arbeiten zu dürfen. Akademische Laufbahn und legitime Lebenspraxis

Sandra Beaufaÿs

Der Beitrag blickt aus kultursoziologischer Perspektive auf wissenschaftliche Karrieren. Er stellt die These auf, dass die Lebenspraxis, die von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verkörpert wird, gleichzeitig eine vergeschlechtlichte Distinktionspraxis ist. Über die Verkörperung einer legitimen Lebensführung wird eine spezifisch akademische Männlichkeit hervorgebracht und symbolisch aufgeladen. Diese Distinktionspraxis wirkt als Zugangshürde für „neue Akteure“ und als symbolisches Kapital für die bereits Etablierten. Die Folge ist für manche, insbesondere für Frauen, ein definitiver Karriereausschluss, zumindest aber ein höherer Eintrittspreis für diejenigen, die nicht unmittelbar an die legitime wissenschaftliche Praxis anschließen. Die empirische Grundlage der Argumentation bilden qualitative Interviews mit Mitgliedern der Leitungsebene von Exzellenzeinrichtungen sowie mit Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern auf ersten Führungspositionen im Rahmen der Exzellenzinitiative.

1 Einleitung

Wissenschaftliche Arbeit ist, wie die Kunst, keine Arbeit aus schierer Notwendigkeit; sie ist immer auch eine Form der Selbstaktualisierung. „Die Freiheit arbeiten zu dürfen“¹ und Arbeit nicht als entfremdete Plage zu erleben gehört unlösbar zum spezifischen Selbstverständnis der Felder kultureller Produktion (vgl. *Reuter/Berli 2013*). Diese Freiheit ist allerdings gleichzeitig so fragil wie die eigene Existenzsicherung, sie kann somit als soziales Privileg bezeichnet werden, welches nicht vielen zuteilwird. Aus diesem Blickwinkel – wissenschaftliche Arbeit als soziales Privileg – lässt sich auch die Frage nach dem Geschlecht der Wissenschaft neu betrachten.²

¹Die Formulierung stammt aus einem Gedicht von Alfred Andersch, vollständig lautet die erste Strophe: „Es gibt nur/ zwei Freiheiten/ die Freiheit/ nicht arbeiten/ zu brauchen/ wenn einer/ keine Lust hat/ zu arbeiten/ und die Freiheit/ arbeiten zu dürfen/ wenn einer/ arbeiten will“ (Alfred Andersch: Zwölf Strophen über Arbeitslosigkeit, in (ders.): Gedichte und Nachdichtungen. Gesammelte Werke Bd. 6, Zürich 2004, S. 130 ff).

²Gemeint ist hier die wissenschaftliche Arbeit als ‚eigene‘ Forschungsarbeit, als die Arbeit an einem wissenschaftlichen Gegenstand und damit verbunden an Publikationen oder Projekten, die sich damit auseinandersetzen. Es kann dabei nicht gelehnet werden, dass es ein soziales Privileg bedeutet, frei über die eigene Zeit zu verfügen, um wissenschaftliche Projekte zu verfolgen. Dass dies zunehmend schwierig und häufig schlecht bezahlt wird, privilegiert die Privilegierten – insbesondere jene, deren Existenz gesichert und deren Zeit verfügbar ist – nicht weniger.

Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen weisen zumindest in Deutschland tatsächlich sehr selektive soziale Profile auf. Akteure, die statistisch gesehen am wahrscheinlichsten langfristig in der Wissenschaft erfolgreich sind (also eine Professur erreichen), sind zu immerhin 80 Prozent männlich und kommen zu über 60 Prozent aus Haushalten gehobener oder hoher sozialer Herkunftsgruppen (*Möller 2013: 349*). Viel seltener sind die Akteure weiblich, und wenn doch, dann mit noch größerer Wahrscheinlichkeit hoher sozialer Herkunft, also waren die Eltern Beamte des höheren Dienstes oder Angestellte mit umfassenden Führungsaufgaben (vgl. ebd.) und mit hoher Wahrscheinlichkeit *beide* Akademiker (*Lind 2004*). Ebenfalls über Zahlen belegt sind die Lebensformen, die am wahrscheinlichsten mit einer wissenschaftlichen Karriere einhergehen. So leben Professoren zu rund 90 Prozent in einer festen Partnerschaft und sind zu 80 Prozent Vater mindestens eines Kindes, deren Betreuung an eine zumeist geringer qualifizierte Partnerin delegiert wird (*Zimmer et al. 2007*). Professorinnen leben dagegen nur zu 66 Prozent in Partnerschaften, sind wesentlich häufiger geschieden oder leben allein, und die Hälfte bleibt kinderlos (ebd.). Die Professorinnen realisieren häufiger eine Doppelkarriere und haben gleichqualifizierte Partner, was bedeutet, dass sie auf weniger häusliche Unterstützung zurückgreifen können als ihre männlichen Kollegen (*Hess et al. 2011; Rusconi/Solga 2011: 99 ff.*). Darüber hinaus leben Professorinnen häufiger in Beziehungen, in denen ein Partner oder beide zwischen Wohn- und Arbeitsort pendeln (*Engels et al. 2015: 87*).

Gerade im Geschlechtervergleich wird deutlich, dass weder die Chancen noch die Kosten einer wissenschaftlichen Karriere gleich verteilt sind. Die Zahlen zeigen aber auch, dass eine bestimmte Lebensführung wahrscheinlicher ist als eine andere und dass diese Lebensführung bei Männern und Frauen unterschiedliche Formen annimmt. Der Forschungsstand zu wissenschaftlichen Karrieren und Geschlecht zeichnet ein dementsprechend ambivalentes Bild spezifischer Zwänge, aber auch Chancen und Gelegenheitsstrukturen, die sich für Männer und Frauen jeweils unterschiedlich auswirken (*Beaufaÿs et al. 2012; Dautzenberg et al. 2013; Bauschke-Urban et al. 2010; Hänzi/Matthies 2014; Jungbauer-Gans/Gross 2013; Schubert/Engelage 2010*). Dabei wird nur selten thematisiert, dass Wissenschaft ein privilegiertes Arbeitsfeld ist, welches eigene Regeln und Logiken entwickelt hat, die besondere Formen selektiver Mechanismen hervorbringen.

Dieser Beitrag nimmt weniger Wissenschaft als Arbeitsfeld in den Blick als vielmehr jene sozialen und kulturellen Voraussetzungen, die es in seiner Funktionsweise aufrechterhalten und die gleichzeitig distinktiv d.h. symbolisch ausschließend wirken. Meine Kernthese lautet, knapp gefasst: Eine spezifische Lebenspraxis ist – neben der wissenschaftlichen Leistung und insbesondere ihrer Darstellung – ein implizites Zugangskriterium zu akademischen Karrieren. Genauer gesagt nehme ich an, dass eine im wissenschaftlichen Kontext als *legitim anerkannte* Lebenspraxis gleichzeitig als

selektiver Mechanismus in individuellen Karrieren wirksam ist. Das würde in der Folge heißen, dass nicht allein die professionelle Praxis, sondern, viel allgemeiner, dominante Lebensweisen ungleiche Chancen im wissenschaftlichen Feld bestehen lassen (vgl. *Könekamp 2007*). Des Weiteren nehme ich im Anschluss an Bourdieu an, dass es sich bei diesen legitimen Formen von Lebensführung um feldspezifische und vergeschlechtlichte Praxen handelt, denen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata zugrunde liegen, die eine spezifisch akademische Männlichkeit und ihre Suprematie im Feld perpetuieren.

Um diese These anzureichern, gehe ich folgendermaßen vor: Zunächst umreiße ich den kultursoziologischen Rahmen, dem ich meine Analyseinstrumente entnehme (2). Die daran anschließende Analyse (3) gründet sich auf qualitative Interviews mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus einem breiten Fächerspektrum.³ Es handelt sich dabei einerseits um Universitätsprofessoren und -professorinnen sowie leitende Forscher und Forscherinnen an außeruniversitären Einrichtungen, die zum Zeitpunkt der Untersuchung als maßgeblich Beteiligte (*principal investigators*) in Exzellenzeinrichtungen mitwirkten. Andererseits wurden promovierte Nachwuchsforscher und -forscherinnen befragt, die überwiegend erste Leitungspositionen innerhalb der Einrichtungen einnahmen (Juniorprofessur, Nachwuchsgruppenleitung). Aus ihren Schilderungen lassen sich narrative Schemata generieren, die ich als *Narrative der Distinktion* bezeichne. Sie weisen auf distinktive Wirkungen in der sozialen Praxis des wissenschaftlichen Feldes hin. Im letzten Teil (4) fasse ich meine Ergebnisse zusammen und diskutiere die Frage, inwiefern die legitime akademische Lebenspraxis, auf die in den Narrativen Bezug genommen wird, eine selektive Praxis darstellt und inwiefern Geschlecht eine Rolle spielt.

2 Wissenschaft aus kultursoziologischer Perspektive

Wenn ich im Folgenden aus der Sicht kultursoziologischer Positionen auf die Frage schaue, ob die Wissenschaft ein Geschlecht hat, so bedeutet das vor allem, den Blick auf Wissenschaft als Praxis zu richten. Kultur kann als ein „Ensemble von Praktiken“ gefasst werden, so Andreas Reckwitz (*Reckwitz 2010: 191*), denen eine bestimmte soziale Ordnung und ein implizites Wissen über diese Ordnung eingeschrieben ist. Eingeschrieben meint auch: körperlich eingeschrieben, denn Praxis ist ohne soziale Akteure aus Fleisch und Blut nicht denkbar. Der französische Kultursoziologe Pierre Bourdieu hat viel zu diesem Thema des verkörperten Wissens über die soziale Ordnung gearbeitet. Das implizite, kollektive und verkörperte Wissen über eine soziale Ordnung

³Die qualitativen Daten wurden von mir im Rahmen der Studie „Frauen in der Spitzenforschung“ erhoben. Das Projekt wurde von 2007 bis 2013 unter der Leitung von Prof. Dr. Anita Engels an der Universität Hamburg durchgeführt und wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und aus dem Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union gefördert (FKZ 01 FP 0719).

bezeichnet er auch als „sozialen Sinn“ (*Bourdieu 1997*). Dieser soziale Sinn schafft die magische Erfahrung unmittelbaren Verstehens, allerdings nur in einem Kontext, in denen Akteure das gleiche implizite Wissen verkörpern und danach handeln. Sozialer Sinn ist damit die Grundlage jeder sozialen Praxis als sinnvoller Praxis. Auch Wissenschaft besteht aus einem Ensemble von Praktiken, die in anderen Bereichen wenig Sinn hätten oder denen nur in diesem Kontext Sinn zugeschrieben wird, ein Sinn, der über die Beteiligten erst produziert und lesbar wird. Dies betrifft nicht nur die hochspezifischen Sprachcodes wissenschaftlicher Verständigung, deren Sinn sich nur dem Eingeweihten erschließt, oder methodische Standards, die keineswegs *common sense*, sondern verkörpertes Expertenwissen sind. Gemeint sind auch soziale Regeln und Erwartungen an Verhaltensweisen, die (fach)spezifisch ausgeprägt sind und deren Logik nicht allgemein gültig ist. Bourdieu behandelt Wissenschaft als ein soziales Feld. Soziale Felder sind zum Beispiel Kunst, Politik, Recht, Wirtschaft und auch Wissenschaft. Das sind alles Sektoren, die im Zuge einer sich ausdifferenzierenden und arbeitsteiligen modernen Gesellschaft entstanden sind. Sie funktionieren relativ autonom, d. h. nach einer eigenen sozialen Logik.

Wissenschaft funktioniert nach anderen Regeln als Kunst oder Politik, gemeinsam hat sie aber mit ihnen eine in Institutionen und Organisationen auch strukturell verankerte Praxis, die von bestimmten Akteuren verkörpert wird (vgl. dazu auch *Hofbauer 2012*). Diese Akteure verkörpern das jeweilige Feld und erhalten seine spezifische Praxis aufrecht. Felder konstituieren sich überhaupt erst darüber, dass einzelne Akteure sich aufeinander beziehen. Gemeint sind damit nicht in erster Linie persönliche Beziehungen unter Wissenschaftlern, obgleich auch diese eine wichtige Rolle spielen, sondern *Verhältnisse* im Sinne von Relationen. Die Akteure sind einander näher oder ferner, sind mit mehr oder weniger Einfluss ausgestattet. Sie nehmen im Feld jeweils andere Positionen ein. Bourdieu spricht hier von feldspezifischem Kapital (vgl. *Bourdieu 1985: 10 ff*). Jedes Feld hat seine eigene Logik und feldspezifische Sorten von Kapital. Während es im ökonomischen Feld um die Akkumulation ökonomischen Kapitals, also vorwiegend Geld, geht, wird in anderen Feldern – bislang noch vorwiegend – um andere Kapitalsorten gespielt. In der Wissenschaft geht es um Erkenntnis, welche jedoch nicht für sich allein existiert, sondern als Reputation mit den Akteuren verbunden wird. Die anderen Wissenschaftler, also die *peers*, zollen sich gegenseitig Anerkennung für ihre wissenschaftlichen Leistungen – oder eben nicht. Was eine wissenschaftliche Leistung ist, so Beate Kraus, wird überhaupt erst im Feld ermittelt und Akteuren zugeschrieben. Die daraus entstehende Reputation ist das symbolische Kapital der Akteure, über das sie eine Position im wissenschaftlichen Feld erlangen. Die Akteure erzeugen damit untereinander ein „Kräftefeld“ (*Kraus 2000: 38*). Manche werden dann dominanter als andere und ziehen immer mehr symbolisches Kapital auf sich. Wichtig dabei ist, dass Dynamik entsteht. Bourdieu vergleicht das mit einem Spiel, in dem die Spieler sich selbst mit ihren Existenzen einsetzen. Das wäre nicht

denkbar ohne einen tiefen Glauben daran, dass das Spiel ernst ist und dass es wert ist, gespielt zu werden. Dieser Glaube und das Interesse am Spiel ist der praktische Sinn des Feldes. Wer diesen Sinn verkörpert, weiß sozusagen worum es geht, worum sich das Spiel überhaupt dreht und ist optimalerweise darin gefangen, d. h. es ist ihm nicht gleichgültig.

Die Frage nach dem Geschlecht der Wissenschaft ist in der vorstehenden Skizze des Feldkonzeptes verhältnismäßig vage geblieben. Aus der Perspektive Pierre Bourdieus ist sie allerdings eindeutig zu beantworten: *Alle* sozialen Felder sind Spielwiesen von Männern bzw. von männlichen Eliten. Einerseits ist das nicht nur in der Wissenschaft noch heute empirisch nachvollziehbar, andererseits liegt dies auch in der Funktionsweise und der Geschichte von Feldern begründet. Das Spiel um symbolisches Kapital, also um Ehre oder Reputation, war genuin ein Spiel zwischen Männern. Frauen waren früher per se ausgeschlossen, heute fehlen sie nicht ohne Grund in den Führungspositionen. Denn: Auch in den „Spielen“ der Wissenschaft geht es auf der symbolischen Ebene darum, Männlichkeit hervorzubringen, indem sich diejenigen, die sich gegenseitig als „Mann von Ehre“ anerkennen, zueinander in Beziehung setzen und damit ihre Soziabilität – also ihre Eignung zum Gefährten – unter Beweis stellen. Kraus und Engler haben in ihren Arbeiten diesen Teil des Spiels, der darauf angelegt ist, zu wetteifern und sich gegenseitig zu messen (vgl. *Kraus 2000: 42ff*) und dabei „große und kleine wissenschaftliche Persönlichkeiten“ herzustellen (*Engler 2000: 139*) als wichtigen Selektionsmechanismus für Wissenschaftlerinnen benannt. Sie nämlich gelten im Rahmen dieser symbolischen Praktiken als nicht satisfaktionsfähig. Das klingt nach Männerbund (vgl. *Rastetter 2013*). Es gibt aber einen entscheidenden Unterschied zwischen sozialen Feldern und Männerbünden, und zwar den, dass wir es hier nicht mit abgeschotteten Geheimbünden oder idiosynkratischen Verbindungen zu tun haben, sondern mit just den gesellschaftlichen Feldern, die von Eliten besetzt werden und die hierüber eine symbolische Herrschaft ausüben. Diese symbolische Herrschaft reicht über die Felder hinaus und strukturiert den sozialen Raum – also Gesellschaft – insgesamt. Die Spiele um die „männliche Ehre“ sind damit gleichzeitig Spiele um die Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung, auch einer Ordnung der Geschlechter.

Die Dominanz des „Männlichen“ im wissenschaftlichen Feld ist aus dieser Perspektive nicht mehr nur eine Frage des zahlenmäßigen Verhältnisses, sondern ein grundlegendes Ordnungsprinzip. Wissenschaft ist als Feld und ausgeübte Praxis nicht „neutral“, sondern ein Spiel, über das Männer sich gegenseitig als Männer hervorbringen und ein Spiel, in dem eine spezifisch akademische Form von „Männlichkeit“ hergestellt wird. Das bedeutet gleichzeitig, dass Männer *als solche* nicht einfach da sind, sondern in sozialen Spielen erst hervorgebracht werden. Die sozialen Spiele aber

sind *als solche* durchaus Spiele von Männern in dem Sinne, dass die Akteure „Männlichkeit“ herstellen, während sie gleichzeitig Politiker oder eben Wissenschaftler werden/sind. Genau genommen ist der Sinn dieser Ebene des Spiels – des Spiels um symbolisches Kapital – damit umrissen, und auf dieser Ebene haben Frauen letztlich keine Rolle inne, sie sind schlicht sozial nicht vorgesehen. Es ist deshalb auch tatsächlich die Frage, wie sie in diesem Spiel Sinn herstellen (können) und mit welchen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata ihnen begegnet wird.

Zusammenfassend: Aus kultursoziologischer Perspektive wird Wissenschaft zu einer sozialen Praxis, der eine spezifische, symbolische Ordnung zugrunde liegt, die über die Akteure lebendig gehalten wird. Das bedeutet, die Akteure des Feldes *sind* das Feld, sie verkörpern seine Praxis – je nach Disziplin und Position im Feld verschieden und ganz wörtlich. Der praktische Sinn des Feldes, verkörpert über die Akteure, enthält auch einen Glauben an feldspezifische Werte. Es gibt also eine *legitime* Praxis, die mit der dominanten Praxis des Feldes übereinstimmt. Im Feld wird um Positionen gekämpft, es bewegt sich also etwas. Einsatz in diesen Kämpfen um Positionen – und damit sind nicht Arbeitsplätze oder Professuren gemeint, wenn es auch darum gehen kann – ist symbolisches Kapital. Dieses symbolische Kapital besteht aus allem, was im Feld einen Wert hat und den Akteuren Anerkennung verleiht, es ist aber auch aufs Engste verbunden mit der Hervorbringung einer feldspezifischen Form von „Männlichkeit“.

Damit sind Instrumente an die Hand gegeben, Wissenschaft als umfassende soziale und kulturelle Praxis zu betrachten, die in sich bereits vergeschlechtlicht ist. Konkrete Akteure werden als Verkörperungen sozialer Positionen im wissenschaftlichen Feld lesbar. Wenn man aber davon ausgeht, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihr soziales Feld als Praxis verkörpern, dann lässt sich diese Verkörperung nicht auf „professionelles Handeln“ oder „Wissenschaft als Beruf“ reduzieren. Um sich als Wissenschaftler sozial hervorzubringen bedarf es einerseits der Arenen, die der wissenschaftliche Alltag vielfach zur Verfügung stellt (also Gremiensitzungen, Konferenzen, Leitungsarbeit, Fachgutachtertätigkeiten, „Drittmittel-Hau-den-Lukas“ usw.). Der Alltag eines Wissenschaftlers besteht jedoch aus mehr als diesen Arenen und Schauplätzen. Wissenschaftliche Akteure und Akteurinnen sind dies mit Haut und Haar, mit ihren individuellen Erfahrungen und ihren geteilten, feldspezifischen Erfahrungen, die in ihre Körper eingeschrieben sind. Ihre persönliche Geschichte, ihr So-Sein, die Art, wie sie ihr Leben leben, all das tritt in Wechselwirkung mit den Kräften des Feldes und wird von diesen mitbestimmt.

3 Narrative der Distinktion

Eine Schwierigkeit bei der praxeologischen Analyse ist es, im Analysematerial „Praxis“ auffindbar zu machen. Wenn man mit Interviewmaterial⁴ arbeitet, muss man den Einwand ernst nehmen, es hier aber nicht mit Praxis, sondern allenfalls mit erzählter Praxis zu tun zu haben. Das ist sicher richtig, doch es lassen sich im Erzählten Standpunkte erkennen, die als „Stellungnahmen“ (Bourdieu 1998: 62) aufgefasst werden können und die Akteure aus ihrer Position (im Feld) heraus einnehmen. Akteure erzählen damit aus der „Sichtweise, zu der man von einem bestimmten Punkt [im Feld] aus kommt“ und sie verkörpern ihre spezifische Perspektive, die sich in dem Gesagten ausdrückt, „als Person auf einer bestimmten Position“ (66). Was damit gemeint ist, lässt sich am besten an einem Beispiel verdeutlichen, welches direkt ins Thema legitimer Lebenspraxis in der Wissenschaft hineinführt. Es spricht eine Wissenschaftlerin, die gerade ihre Promotion abgeschlossen hat und nun als Mitarbeiterin in einem Exzellenzcluster gute Chancen hat, die akademische Laufbahn fortzusetzen. Doch noch zögert sie:

„Wenn man vielleicht so diesen Mythos, wenn es sich denn um einen Mythos handelt, auch vor Augen hat, eben des Wissenschaftlers, meistens dann eben in der männlichen Form, der für seine Wissenschaft lebt und eigentlich vierundzwanzig Stunden am Tag Wissenschaft betreibt, dann finde ich mich da eigentlich relativ wenig wieder. Und das finde ich auch immer wieder irritierend und muss mir (...) vor Augen führen, dass es sich da wohl um einen Mythos handelt und dass es auch ganz viel darum geht, wie erzählen Leute von sich.“

Diese Wissenschaftlerin steht biographisch an dem Punkt, an dem viele Frauen statistisch erwiesenermaßen aus der akademischen Laufbahn aussteigen und etwas anderes machen. Sie vergleicht ihr Leben mit der offenbar verbreiteten Erzählung bereits etablierter Wissenschaftler, „meistens dann eben in der männlichen Form“. Sie nimmt sich selbst anders wahr und vergleicht sich mit dem Bild vom Wissenschaftler, der für seine Wissenschaft lebt. Das irritiert sie – müsste ich eigentlich so sein, wie dieses Bild, das da vermittelt wird? – und sie beruhigt sich damit, dass es vielleicht nur eine verbreitete *Erzählung* ist, die nicht unbedingt mit der tatsächlichen Praxis übereinstimmt. Doch ob es sich um einen Mythos handelt oder nicht, offenbar hat sie ihn automatisch „vor Augen“, während sie sich erst bewusst „vor Augen führen“ muss, dass es zunächst um die Selbstpräsentationen anderer geht. Es handelt sich also um eine dominante Erzählung, die in der Praxis des Feldes zustande kommt. Die Aussage spielt auf eine Lebensführung an, die die Sprechende nicht teilt und die ihr

⁴Ich nutze Interviewpassagen aus der in FN 2 genannten Studie. Datengrundlage sind 24 Interviews mit Professorinnen (8) und Professoren (16), die an Exzellenzeinrichtungen verschiedener Fachausrichtung beteiligt waren, sowie Interviews mit insgesamt 25 promovierten Wissenschaftlerinnen (15) und Wissenschaftlern (10), die überwiegend erste Führungspositionen einnahmen.

wenig vertraut erscheint. Ob es sich dabei um erzählte Lebenspraxis oder um praktizierte Praxis handelt ist nicht entscheidend. Mir geht es um die Frage, welcher praktische Sinn in etwas Erzähltem aufscheint, inwieweit Akteure diesen Sinn teilen und verkörpern und wie sie sich dazu ins *Verhältnis* setzen. Das ist auch meine Frage, wenn ich im Folgenden weitere transkribierte Teile aus Interviews mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen analysiere. Ich gehe davon aus, dass im erzählten Sinn auch ein praktischer Sinn liegt, der von den Akteuren verkörpert wird, oder gegen den sie sich abgrenzen.

3.1 Der praktische Sinn in narrativen Schemata

Die Erzählung „der Wissenschaftler, der für seine Wissenschaft lebt“ kann auch als Narrativ gefasst werden. Narrative sind erzählerische Generalisierungen (Koschorke 2012: 30). Sie greifen auf schematische Ordnungen zurück, die wiederum auf Erwartungen aufbauen, die einem bestimmten kulturellen Kontext entsprechen. Solche Schemata verringern die Komplexität des zu erzählenden Sachverhalts, sie lassen aber auch einen sozialen Sinn erkennen, der letztlich Wahrnehmungen und Bewertungen der Akteure eines Feldes prägt. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen greifen im Interview auf erzählerische Generalisierungen zurück, die einen feldspezifischen praktischen Sinn enthalten.

Wenn ich im Folgenden Zitate aus Gesprächen mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern analysiere, frage ich danach, welche impliziten Botschaften sie im Hinblick auf ihre handlungspraktische Logik enthalten. Und ich frage danach, welche Praxis als legitime Praxis von den Akteuren anerkannt wird und inwiefern diese Praxis distinktive Wirkungen hat. Was geht von dem Erzählten aus? Wofür spricht es, wogegen wendet es sich, wen privilegiert es? Ich unterstelle hingegen nicht, dass die Sprechenden diese Praxis „wollen“ oder „fordern“ oder sogar „leben“. Ich gehe vielmehr mit Bourdieu davon aus, dass es eine Übereinstimmung oder Homologie gibt „zwischen der sozialen Position, den Dispositionen (oder dem Habitus) und der Position, die jemand bezieht, der ‚Wahl‘, die die sozialen Akteure (...) treffen“ (Bourdieu 1998: 17), auch im Hinblick auf erzählerische Generalisierungen. Die Narrative, auf die es mir dabei ankommt, sind solche, in denen soziale Abgrenzungen sichtbar werden, die auf Distinktionslinien im Feld schließen lassen. Ich nenne sie daher *Narrative der Distinktion*. Die Erzählung vom Wissenschaftler, der „vierundzwanzig Stunden am Tag Wissenschaft betreibt“ ist keine erzählte Praxis, sondern eine narrativ zugespitzte, im zweifachen Sinne exklusive handlungspraktische Logik. Als dominante Erzählung, die „vor Augen“ steht, wirkt sie einerseits ausschließend („ich finde mich da nicht wieder“), kann aber genauso gut als anschlussfähig wahrgenommen werden. Die Erzählung wirkt distinktiv, indem sie die Macht hat, Personen symbolisch aufzuwerten (Schaut her, das ist „der für seine Wissenschaft lebt“!) oder abzuwerten und damit

symbolisches Kapital zu verteilen. Was die einen privilegiert, gereicht den anderen zum Nachteil. Was die einen ausschließt, macht die anderen gerade sozial.

Im Folgenden behandle ich zwei Narrative, die in Interviews mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sehr häufig auftauchen und die distinktive Wirkungen entfalten, indem sie eine legitime Lebenspraxis nahelegen. Das erste Narrativ lässt sich zusammenfassen unter dem Titel *Gib alles weg und folge mir nach*, das zweite schließt daran an, indem es *Wissenschaft als ganzheitliches Leben* darstellt.

3.2 Gib alles weg und folge mir nach

Wer eine wissenschaftliche Laufbahn in Deutschland einschlägt, muss mit einer extrem langen Qualifikationsphase rechnen, befristete Beschäftigungsverhältnisse in Kauf nehmen und auf diskontinuierliche Laufbahnstrukturen vorbereitet sein. Im Interview sprechen Professoren über diese Bedingungen oft durchaus kritisch. Implizit mahnen sie dabei aber häufig eine besondere innere Haltung an, die mitbringen sollte, wer sich auf diesen Weg einlässt, weil er ansonsten nicht durchhaltbar sei:

„Der Wissenschaftsbereich ist kein besonderes Sicherheitskissen. Das ist was für Triebtäter. (...) Sie müssen das, was Sie tun, so gerne tun, dass Sie die anderen Dinge hinten anstellen.“ (Professor der Mathematik)

„Ich finde, Wissenschaft ist ja ein unglaublich destruktives Berufsfeld. (...) das ist wirklich wie mit dem Stock und der Karotte, die einem da vor die Nase gehalten wird. (...) man kann immer mehr tun, das ist immer ganz klar, das ist völlig unendlich, also je interessanter man das Thema findet, desto flüssiger wird auch die Grenze zwischen dem Privaten und dem Beruflichen und die Idee, dass es tausend andere Bücher, tausend andere Aufsätze zu schreiben und zu lesen gäbe, also das als so eine Art fliehender Horizont, dem man immer nachläuft, und das ganze idealisiert, sozusagen, das hat doch einen Eigenwert, durch die Idealisierung (...), die aber lebensnotwendig ist, um das überhaupt durchzustehen, weil sonst ist es ja völlig irrational, also, was man macht, irgendwie alle drei Jahre mit diesem Geld und in dieser unerträglichen Abhängigkeit von Professuren und also von Professoren im personellen Sinn und von der Idee der Professur, also absurd im deutschen System.“ (Professor Kulturanthropologie)

In beiden Zitaten wird eine bestimmte Einstellung zur Wissenschaft als unabdingbare Voraussetzung genannt, um den prekären Status lange aushalten zu können und Existenzsorgen zu ignorieren: „Idealisierung“ und zwanghaft lustvolles Handeln (Triebtäterschaft) führen in der Welt der Wissenschaft zu einem Überleben. Implizit wird hier eine handlungslogische Distanz zur alltäglichen Praxis gefordert, was eine gewisse „Ver-rücktheit“ gegenüber der Welt derer, die in dem wissenschaftlichen

Spiel nicht gefangen sind einschließt. Der Professor aus dem kulturwissenschaftlichen Bereich bezeichnet die gleiche Haltung mit dem Wort „Idealisierung“, also Überhöhung. Beides wird in Position gebracht zur Notwendigkeit der Existenzsicherung. Was das im Äußersten bedeuten kann, wird durch folgendes Zitat eines Professors mit geisteswissenschaftlicher Ausrichtung erzählerisch ausgemalt:

„Ich hatte einen Mitarbeiter, (...) der war voll ausgebildeter ((Beruf)) und dann hat er ((Autorenname)) gelesen und sagt er: Schmeiß ich alles hin, hat gekündigt und hat angefangen ((Fach)) zu studieren. (...) und war dann mal vor etlichen Jahren, hatte er ein Malheur, (...) kurzum, das ganze Haus, in dem er drin war, (...) ist abgebrannt. Und was hat er gemacht? Er hat sich seinen Laptop unter den Arm genommen, ist im Schlafanzug aus dem Fenster gegangen (...). Und wir fanden ihn nicht. Was war passiert? Er hatte jemanden getroffen und fing an, mit dem wissenschaftlich zu reden, vier Stunden lang, im Schlafanzug, mit dem Laptop unterm Arm. Das ist intellektuelle Begeisterungsfähigkeit.“

Hier, noch viel deutlicher als in den Zitaten oben, wird ganz offensichtlich ein Heldenepos ausgebreitet. Der junge Mann, der die Hauptfigur bildet, setzt darin seine Existenz aufs Spiel, indem er seinen bereits ausgeübten Beruf aufgibt, um sich ganz dem Geistigen zu widmen. Und damit nicht genug, er bewertet offenbar die Bedrohung des eigenen Lebens durch ein brennendes Haus und den Verlust materieller Güter geringer als sein geistiges Interesse. Er rettet sein Laptop, sein Arbeitsmittel und arbeitet faktisch unbedeckt, aller Dinge ledig gleich weiter, indem er sich direkt in einen wissenschaftlichen Austausch begibt. „Intellektuelle Begeisterungsfähigkeit“ wird somit buchstäblich gleichgesetzt mit Gleichgültigkeit gegenüber materieller Existenz(sicherung). Es ist der Ruf des Höheren, „gib alles weg und folge mir nach“ (Lukas, Kap. 18, Vers 27), der letztlich die reine Beherrschung intellektueller Diskursregeln, anerkannter Methoden und sauberer Forschungsergebnisse zu übertrumpfen vermag, indem er die wirklich Geweihten identifiziert.

In diesem Narrativ spiegelt sich eine handlungspraktische Logik im Sinne des Spiels im wissenschaftlichen Feld. Die „Disposition zum Spielen von abgehobenen Spielen“, eine Disposition zum „ernsthaften Spielen“ der in den sozialen Feldern gespielten Spiele ist vonnöten, um Zugang zu erhalten und mitspielen zu können (*Bourdieu 1998: 204–205*). Das „Notwendige“ zu ignorieren setzt allerdings bereits eine soziale Privilegierung voraus, die einerseits in der Disposition besteht, geistige Arbeit über alles zu stellen und andererseits darin, dies so zu verkörpern, dass die existentiellen Verluste entweder nicht auftreten (aufgrund sozioökonomischer Vorteile) oder aber nicht als solche spürbar sind (aufgrund von feldadäquaten Bewertungsschemata). In der Priorisierung des „ernsthaften Spiels“ ist eine Abgrenzung gegenüber der Notwendigkeit enthalten. Die Disposition zum „ernsthaften Spiel“ (und die damit einherge-

hende Existenzvergessenheit) sind in den Akteuren verkörperte soziale Privilegien. Gerade der Sinn für das ernsthafte Spiel und damit das inkorporierte Privileg sind Voraussetzungen, um überhaupt Zugang zum Feld erhalten zu können. Der Glaube an das Spiel ist „das Eintrittsgeld, das alle Felder stillschweigend [...] fordern“ (Bourdieu 1997: 124).

3.3 Ein ganzheitliches Leben

Wissenschaft treiben geht einher mit einer gewissen Distanz zur alltäglichen sozialen Praxis. Das bedeutet, es muss ein Abstand zwischen sich und der Welt hergestellt werden, um eine Situation zu schaffen, in der Erkenntnis entstehen kann. Distanz zur alltäglichen Praxis, die Befreiung von Handlungsdruck und alltäglichen Pflichten ist eine Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Arbeit.⁵ Um zum wissenschaftlichen Arbeiten zu kommen muss also eine besondere, eine außeralltägliche Situation hergestellt werden. Bourdieu nennt diese Situation die „scholastische Situation“ als „Ort und (...) Zeitpunkt sozialer Schwerelosigkeit“ (Bourdieu 2001: 23). Scholé – also die Muße, der Rückzug aus den alltäglichen Notwendigkeiten wird von Bourdieu auch als „die Existenzbedingung aller Wissenschaftsfelder“ (19) bezeichnet. Um eine solche Situation herzustellen, die von den Zwängen und Nöten täglichen Handelns befreit ist, benötigt man laut Bourdieu „ein Bündel von ökonomischen und sozialen Bedingungen“ (Bourdieu 1998: 205), die dazu beitragen, dass „Reserven an freier Zeit“ (ebd.) mobilisiert werden können. Das heißt, diese Reserven an freier Zeit sind nicht einfach da. Der Alltag, auch der universitäre Alltag, bedeutet nicht automatisch scholé, sondern steht ihr in vielfacher Weise handlungspraktisch entgegen. Die Freiheit Arbeiten zu dürfen muss dem Alltag, dem Leben, der Organisation und der Gesellschaft somit abgerungen werden.⁶

Ein weiteres Narrativ scheint zunächst dieser Bedeutung der scholé zu widersprechen, und das ist das der Verschmelzung von Arbeit und Leben in der Wissenschaft, des ganzheitlichen Lebens. Viele befragte Wissenschaftler schätzen es beispielsweise, nach offiziellen Veranstaltungen informell bei einem Wein zusammensitzen, und sie pflegen allgemein Grenzsituationen: „Man diskutiert miteinander. Man redet miteinander. Man trinkt auch gute Weine miteinander.“ (Professor, Sozialwissenschaften) Arbeit und Vergnügen lässt sich auch auf der kognitiven Ebene zumeist nicht trennen,

⁵Die Distanz zur alltäglichen Praxis ermöglicht „selbstgenügsames, neugieriges Wahrnehmungshandeln“, welches „von den normalen Bedingungen der Praxis entlastet ist.“ (Franzmann 2012: 72–73) Bei Franzmann bleibt diese Befreiung vom Handlungsdruck allerdings sozial voraussetzungslos und wird in den Habitus der Forschenden verlegt.

⁶Vgl. dazu auch Algazi (2007), der beschreibt, wie sich in der frühen Neuzeit, zwischen dem 15. und dem 17. Jahrhundert eine spezifische Lebensweise für Gelehrte entwickelte, „welche – obwohl sie den Zeitgenossen zunächst seltsam anmutete –, den Anspruch erhob, rational zu sein.“ (108) Zu dieser Lebensweise gehörte es, einen abgeschlossenen Raum um sich zu schaffen, der den Gelehrten vom sozialen Leben entfernte und die „volle exklusive Hingabe“ an das geistige Studium ermöglichte (109).

ebenso wenig ist die wissenschaftliche Arbeit zwingend an einen Ort gebunden, Denken kann man überall. Es erfordert eher eine aktive Leistung der Akteure, im Alltag eine Trennung herbeizuführen. Wie bei diesem Vater, der explizit auf das Narrativ vom ganzheitlichen Leben in der Wissenschaft Bezug nimmt, wenn er davon spricht, dass er sein Arbeitsverhalten an die Bedürfnisse seiner Familie angepasst hat:

„Wird ja viel drüber diskutiert, dass das bei Akademikerinnen und Akademikern, dass das so verschwimmt und so, das habe ich jetzt einfach für mich reguliert, also ich versuche das nicht zu tun, das nicht verschwimmen zu lassen. Ich habe jetzt eher so ein Arbeitsethos von morgens an die Werkbank und um fünf fällt auch der Schraubenzieher und dann. -- Natürlich denkt man dann auch an viele Sachen, und ich habe da ganz oft morgens, wenn ich auch mit den Kindern frühstücke, dass mir so eine Idee kommt, die ich schnell aufschreiben muss und so, aber (...) ich versuche das irgendwie einzuschränken.“

Der Befragte ist auf dem Weg zur Habilitation in einem geisteswissenschaftlichen Fach. Seine Arbeitsweise, die einen Beginn und vor allem auch ein Ende kennt, verlegt er in das handwerkliche Milieu und assoziiert sie mit der „gewohnheitsorientierte(n) und familienbezogene(n) (...) Lebensführung der Facharbeiter“ (Voß 1995: 262ff): „morgens an die Werkbank und um fünf fällt auch der Schraubenzieher“. Es wird damit im Grunde eine Abgrenzung zu diesem Milieu vorgenommen, auch wenn sich der Befragte hier selbst zuordnet mit seinem „Arbeitsethos“, denn spätestens im zweiten Teil des Zitates spürt man deutlich, dass die legitime Praxis, die dem wissenschaftlichen Arbeiten in seiner Disziplin gemäß ist, eigentlich anders aussehen müsste. Es kommt das kreative Element ins Spiel, die „Idee“, die schnell notiert werden will. Über dieses schöpferische Prinzip, das über die Gedanken quasi weiter in dem Wissenschaftler arbeitet, während er mit seinen Kindern frühstückt, wird die legitime Praxis und damit die Zugehörigkeit zum (geistes-) wissenschaftlichen Feld erzählerisch wieder hergestellt.

Dass die dominante Praxis in der Wissenschaft sich symbolisch und praktisch von anderen Lebensweisen abgrenzt und es versteht, über das Mittel der Zeitextension und der örtlichen Separierung bereits privilegierte Akteure zu privilegieren, darauf wird insbesondere von Wissenschaftlerinnen immer wieder hingewiesen. Eine Biomedizinerin positioniert sich zur dominanten Praxis, indem sie auf die Verschmelzung von Arbeit und Leben in einem besonderen Setting anspielt:

„Dann war ein großes Projekttreffen gewesen (...) in [Asien]. Einige von den männlichen Kollegen sind danach noch auf Birdwatching-Tour gegangen, also aus irgendeinem Grund waren auch alle männlichen Wissenschaftler Birdwatching, auch, was weiß ich, ist so ein Ding irgendwie. Aber da ist ganz klar, die sind dann noch ein paar Tage zu-

sammen, die klamüsern sich schon wieder das nächste Netzwerk aus. Bin ich nicht bei. Mal abgesehen davon, dass mir niemand abnehmen würde, dass ich mich für Birdwatching interessieren würde, aber ich hatte auch nicht die Zeit.“

Birdwatching in Asien, was an sich schon nach einer Situation klingt, die wenig Alltägliches an sich hat, wird hier zur symbolischen *scholé*. Obgleich diese Beschäftigung nichts mit den Inhalten der Wissenschaft zu tun hat, mit der sich die Sprechende und ihre Kollegen beschäftigen, dient sie als örtlich und zeitlich distinktive Praktik. Von dieser grenzt sich die Wissenschaftlerin ab, während sie wie beiläufig „alle männlichen Wissenschaftler“ als Vogelkundler ausweist. Ganz offensichtlich scheint auch die Beurteilung des Birdwatching als müßige Tätigkeit durch, obgleich die Betreffende zu erkennen gibt, dass sie weiß, worum es dabei geht: um soziale Kontakte und informelle Beziehungen zu den Kollegen. Letztlich geht es also doch um professionelle Praxis, die aber über die tatsächlich notwendigen Arbeiten, naheliegende Schauplätze und die eigentlich dafür vorgesehene Zeit hinaus ausgedehnt wird. Aber nicht nur zeitliche Gründe halten diese Wissenschaftlerin davon ab, an dem Event teilzunehmen. Es würde ihr „niemand abnehmen“, dass sie sich dafür interessiert und sie wäre die einzige Frau. Zeitliche Gründe können somit auch vorgeschoben sein. Die Ausdehnung von Zeit als distinktive Praxis wird jedoch auch vielfach als solche entlarvt:

„Also hier der Professor, der hier vorher war, der schon den Post Docs gesagt hat, man muss siebzig Stunden die Woche arbeiten, da hab ich mich auch gefragt, wie viel Stunden er Staub saugt in der Woche und wie viel, wie eigentlich seine sauberen Socken in seine Schubladen kommen, wie viel er dafür tut.“

Die hier sprechende Juniorprofessorin deutet an, dass ein ganzheitliches Leben in der Wissenschaft nur dann zu haben ist, wenn andere für all die Dinge sorgen, die auch noch zu tun sind. Die Profanität der „sauberen Socken“ wird dem ehrgeizigen wissenschaftlichen Projekt und der vollkommenen zeitlichen Hingabe daran entgegengestellt.

4 Inwiefern hat Wissenschaft ein Geschlecht – aus kultursoziologischer Perspektive?

In Narrativen der Distinktion sind verkörperte Überzeugungen und handlungspraktische Logiken verborgen, die Grenzen ziehen. Sie ziehen eine Grenze zwischen Akteuren, die diese handlungspraktischen Logiken verkörpern und solchen, die diese Logiken entweder nicht verkörpern, denen es nicht zugetraut wird, sie zu verkörpern oder die sich vergeblich darum bemühen. Es sind keine allgemeinen Abgrenzungen, die sich allein auf Klasse, Geschlecht oder ähnliche Kategorien beziehen, sondern solche, die immer einen Bezug zur Logik des wissenschaftlichen Feldes haben und nur in diesem

Kontext ihren Sinn erhalten. Trotzdem können sie gleichzeitig als soziale Abgrenzungen im Sinne dieser Kategorien verstanden werden.

Die in der Einleitung formulierte These lässt sich nun terminologisch genauer fassen. Ich gehe aus kultursoziologischer Sicht davon aus, dass die Lebenspraxis, die von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen jeweils fachspezifisch verkörpert wird, gleichzeitig eine Distinktionspraxis ist: sie wirkt einerseits als Zugangshürde für „neue Akteure“ und andererseits als symbolisches Kapital für die bereits Etablierten. Die Folge ist für manche ein definitiver Karriereausschluss, andere zahlen zumindest einen höheren Eintrittspreis, je weiter sie mit ihrer inkorporierten Erfahrung vom praktischen Sinn des Feldes entfernt sind und je weniger unmittelbar sie an die legitime Praxis anschließen. Was legitim ist, unterliegt darüber hinaus geschlechtlichen Konstruktionen, die im Erzählten, Zugeschriebenen und Verworfenen aufscheinen. Das Erzählte ist gleichzeitig ein Weg, um an den sozialen Sinn heranzukommen und ihn aus den „dunklen Schemata des Habitus“ heraus ans Licht zu bringen.

Um diese symbolischen Kämpfe sichtbar zu machen, habe ich den Umweg über Narrative gewählt. Ihre impliziten Botschaften enthalten Hinweise auf feldspezifische handlungspraktische Logiken und legitime Praxis in der Wissenschaft. Inwiefern hat diese Praxis nun distinktive Wirkungen, auch im Sinne einer geschlechtlichen Abgrenzung?

4.1 Die Neigung zu abgehobenen Spielen als symbolischer Trumpf

Im Narrativ *Gib alles weg und folge mir nach* wird eine innere Haltung thematisiert: Die Priorisierung des „ernsthaften Spiels“. Darin steckt auch die Abgrenzung gegenüber der Notwendigkeit (in den Beispielzitate ging es um die Notwendigkeit zur Existenzsicherung). Die Disposition zum „ernsthaften Spiel“ (und die damit einhergehende Existenzvergessenheit) sind jedoch in den Akteuren verkörperte soziale Privilegien. Gerade der Sinn für das ernsthafte Spiel (und damit das inkorporierte Privileg) aber ist vonnöten, um überhaupt Zugang zu den Feldern erhalten zu können. Der Glaube an das Spiel ist „das Eintrittsgeld, das alle Felder stillschweigend [...] fordern“ (Bourdieu 1997: 124).

Hierin steckt zunächst eine Abgrenzung, die sich auf Männer bzw. auf eine spezifisch akademische Männlichkeit bezieht. Wer in der Wissenschaft bestehen will, muss die niederen und trivialen Ebenen der Existenzsicherung, der Ortsgebundenheit und des Notwendigen hinter sich lassen können, um zu beweisen, dass er für Höheres gemacht ist. Die Priorisierung des ernsthaften Spiels hat somit eine Grundlage in der Lebenspraxis, die sich auf es ausrichtet. Aus einem prekären Laufbahnmodell (auch immer wieder nach Max Weber als „wilder Hazard“ bezeichnet) wird eine Heldengeschichte.

Das bedeutet, dass hierüber auch symbolischer Gewinn bezogen wird, sofern die Heldengeschichte ein gutes Ende nimmt und das auch nur, sofern sich der entsprechende Akteur als Mann hervorbringt. Wo Männer sich auf Männer beziehen, um unter sich ihre Eignung für das Spiel auszuhandeln, wird es für Frauen schwierig, sich als solche mit symbolischem Gewinn als Held hervorzubringen. Frauen sind einerseits nur unter der Bedingung sehr seltener Konstellationen in der sozialen Lage, diese Heldengeschichte zu leben, sie können auch nur unter bestimmten Umständen einen symbolischen Gewinn daraus ziehen, indem sie sie darstellen. In den meisten Fällen wird ihnen das Heldenepos nicht zugetraut noch haben sie großes Interesse daran, es zu leben, da es – anders als bei den männlichen Akteuren – zu einer eher einsamen Position führen kann. Denn männliche Wissenschaftler haben immerhin noch einander, sollte auch der Rest der Welt sie für verrückt erklären.

4.2 Die Priorisierung der Wissenschaft als verstecktes Privileg

Erst im ganzheitlichen Leben kann der Berufung vollends gefolgt werden. Dass Wissenschaft gegen den Nine-to-Five-Job positioniert wird, hängt letztlich damit zusammen, dass Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen als Akteure ihre Position im Feld verkörpern. Sie *sind* Wissenschaftler, sie verkörpern ihre Praxis, und das 24 Stunden lang. Das aber ist Ausdruck einer relativ privilegierten sozialen Position im Allgemeinen, die nur gehalten werden kann, wenn der Akteur es als Lebensaufgabe begreift, wissenschaftlich zu arbeiten – und möglichst ansonsten keine weiteren ernsthaften Lebensaufgaben hat bzw. davon frei gehalten wird. Die symbolische Demarkationslinie verläuft hier gegenüber jenen, die ihre Arbeit als Job machen und keine Position in einem Feld verkörpern (also gegenüber „einfachen“ Angestellten und Arbeitern). Sie verläuft aber auch gegenüber Akteuren, die über ihre Lebenspraxis und ihre sozialen Voraussetzungen nicht symbolisch vermitteln können, dass sie Wissenschaft priorisieren. Wer die ökonomischen und sozialen Bedingungen für die „Freiheit arbeiten zu dürfen“ erhält, ist daher privilegiert gegenüber jenen, die keine Reserven an freier Zeit mobilisieren können bzw. denen die Voraussetzungen dazu fehlen. Er ist zudem denjenigen gegenüber ausgezeichnet (und damit symbolisch erhöht), deren Prioritäten – und wenn auch nur scheinbar – woanders liegen. Dem können Frauen aufgrund geschlechtlicher Zuschreibungen, die immer mitlaufen, aber auch aufgrund zumeist gesellschaftlich völlig anders zugeschnittener Anforderungen und alltäglicher Lebensführung nur wenig entgegenhalten.

Zu bemerken ist, dass alle in den Narrativen aufscheinenden Distinktionen Abgrenzungen „nach unten“ sind. Nicht unbedingt die Sprechenden selbst, doch der in dem Gesagten enthaltene soziale Sinn grenzt sich ab gegenüber dem, was nicht zu der Elite derer gehört, die Teil eines Feldes sind. Akteur in einem Feld aber kann nur werden, wer sich seinen Regeln unterwirft und seine Handlungslogik inkorporiert hat.

Infolgedessen tritt innerhalb dieses Prozesses Ungleichheit auf verschiedenen Ebenen auf: Beim Erwerb der „Eintrittskarte“, bei der Höhe des Eintrittspreises und in der Verteilung von symbolischem Kapital im Feld.

Die Eintrittskarte ins wissenschaftliche Feld ist nicht die Doktorarbeit, sondern die innere Haltung, die auch von den anderen erkannt wird. Das Spiel zu priorisieren heißt, es in seinen Grundzügen bereits zu verkörpern. Das soziale Feld übt dann eine magische Kraft auf die Person aus, die in diesem Sinne einem „Ruf“ zu folgen scheint, letztlich aber die soziale Ordnung des Feldes anerkennt und selbst anerkannt wird. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang davon, dass man „»wählt«, was einen wählt“ (*Bourdieu 1997: 124*). Hierin haben die Akteure zumeist ungleiche Voraussetzungen. Auch wenn die Dissertation bereits hoch selektiv ist (vgl. *Beaufaÿs 2012*), so ist doch die legitime Praxis des wissenschaftlichen Feldes noch wesentlich selektiver.

Aufgrund ungleicher Voraussetzungen, die die Akteure mitbringen, wird auch ein ungleicher Eintrittspreis entrichtet bzw. die wissenschaftliche Laufbahn kostet mehr oder weniger, je nachdem, inwieweit die legitime Praxis bereits verkörpert wird. Gleichzeitig hängt auch der Erfolg sehr stark davon ab, was es kostet, das gleiche oder mehr zu leisten als andere. Mit Kosten sind nicht nur ökonomische Kosten gemeint, auch wenn das sicher eine Rolle spielt, sondern vor allem die Schmerzen, die es verursacht, gewohnte Verhaltensstrategien zu ändern, oder vielleicht sogar Lebenswünsche zu verabschieden, um dem ungewissen Traum einer Karriere in der Wissenschaft zu folgen. Kosten sind aber auch zu tragen, wenn die Startposition vergleichsweise schlechter ausgestattet ist, die eigene Lebensform nicht zur legitimen Praxis passt oder wenn das Leben sich nicht nur auf die wissenschaftliche Karriere konzentrieren lässt.

5 Fazit

Es ist deutlich geworden, dass es eine Reihe sozialer Voraussetzungen für den Beruf wie für die Berufung von Professoren und Professorinnen geben muss. Es sind nicht nur die anderen, bereits etablierten Wissenschaftler, die darüber befinden, welcher neue Kollege, welche neue Kollegin die gesuchten Anzeichen einer interessanten Persönlichkeit mitbringt – ganz abgesehen von ihren vorausgesetzten exzellenten Leistungen. Es sind auch diese Etablierten, die darüber befinden, was exzellente Leistungen überhaupt sind. „Exzellenz“ ergibt sich feldgemäß immer dann, wenn eine (wissenschaftliche) Position entsteht, die das Feld oder Teile davon neu strukturiert. Das kann aber nur dann passieren, wenn die Position keine marginale und somit unbeachtete bleibt. Sich etwas Neues auszudenken, etwas Neues herauszufinden allein reicht somit keineswegs. Vielmehr ist vor allem entscheidend, wer von den bereits etablierten Akteuren diesem Neuen zur Anerkennung im Feld verhilft. Damit unter-

liegen auch wissenschaftliche Leistungen letztlich dem konkurrenten Spiel um symbolisches Kapital im Feld. Diesem abgehobenen Spiel kann sich eigentlich nur widmen, wer die lange prekäre Phase der wissenschaftlichen Laufbahn überwunden hat. Gerade die Akteure aber, die sich noch immer darum bemühen, sie zu überwinden und die noch in keiner gesicherten Position angekommen sind, sind gezwungen, sich an einer dominanten Praxis auszurichten, die nur von den Etablierten ohne Existenzängste gelebt werden kann.

Die Lebenspraxis, die Akteure verkörpern, kann hohe Kosten nach sich ziehen oder, ganz im Gegenteil, zur symbolischen Ressource im Feld werden. Symbolische Distinktionsgewinne erzielen solche Akteure, denen es möglichst mühelos gelingt, die auseinanderfliehenden Gegensätze zwischen scholé und Alltag, zwischen Spiel und Notwendigkeit in der eigenen Handlungslogik aufzulösen. Damit ist die Lebenspraxis ein selektiver Mechanismus in wissenschaftlichen Karrieren, und zwar in zweifacher Hinsicht: erstens bedeutet Wissenschaft als Beruf zumeist nicht, dass jeder und jede die gleiche Freiheit besitzt, „arbeiten zu dürfen“, vielmehr handelt es sich um ein Privileg, welches ein Set an ökonomischen und praktischen Bedingungen voraussetzt: es ist nicht für jeden möglich, wissenschaftliche Praxis ganzheitlich zu leben; zweitens werden jene, die die legitime Lebensweise verkörpern, geneigt sein, diese Voraussetzungen als Legitimation der eigenen Position zu verstehen und so symbolische Distinktionsgewinne darüber erzielen. Damit hat die legitime Lebenspraxis der Wissenschaft eine doppelt selektive Wirkung. Sie wirkt als Zugangshürde für jene, die ihre alltägliche Praxis nicht kompromisslos auf die Wissenschaft ausrichten können oder wollen *und* sie wirkt als Legitimation der Position jener, die die dominante Praxis verkörpern. Und dies sind nach wie vor zu 80 Prozent männliche Wissenschaftler.

Literatur

Algazi, Gadi (2007): Eine gelernte Lebensweise: Figurationen des Gelehrtenlebens zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit. Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 30 (2007), S. 107–118

Bauschke-Urban, Carola/Kamphans, Marion/Sagebiel, Felizitas (Hrsg.) (2010): Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung. Opladen

Beaufäys, Sandra (2012): Der Dokortitel zwischen Status und Qualifikation, in: Huber, Natalie/Schelling, Anna/Hornborstel, Stefan (Hrsg.): Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung. Berlin, S. 163–172

Beaufäys, Sandra/Engels, Anita/Kahlert, Heike (Hrsg.) (2012): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft. Frankfurt/New York

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main

Bourdieu, Pierre (1997): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main

Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Frankfurt am Main

Dautzenberg, Kirsti/ Fay, Doris/ Graf, Patricia (Hrsg.) (2013): Aufstieg und Ausstieg. Ein geschlechterspezifischer Blick auf Motive und Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft. Wiesbaden

Engels, Anita/ Beaufäys, Sandra/ Nadine Kegen/ Stephanie Zuber (2015): Bestenauswahl und Ungleichheit. Eine soziologische Studie zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Exzellenzinitiative. Frankfurt/New York

Engler, Steffani (2000): Zum Selbstverständnis von Professoren und der *illusio* des wissenschaftlichen Feldes, in: Kraus, Beate (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt/New York, S. 121–151

Franzmann, Andreas (2012): Die Disziplin der Neugierde: Zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften. Bielefeld

Hänzi, Denis/ Matthies, Hildegard (2014): Leidenschaft – Pflicht – Not. Antriebsstrukturen und Erfolgskonzeptionen bei Spitzenkräften der Wissenschaft und Wirtschaft, in: Leviathan, Sonderband 29. Baden-Baden, S. 246–264

Hess, Johanna/ Rusconi, Alessandra/ Solga, Heike (2011): „Wir haben dieselben Ziele ...“ – Zur Bedeutung von Paarkonstellationen und Disziplinenzugehörigkeit für Karrieren von Frauen in der Wissenschaft, in: Cornelißen, Waltraud/ Rusconi, Alessandra/ Becker, Ruth (Hrsg.): Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt. Wiesbaden, S. 65–104

Hofbauer, Johanna (2012): Neue Geschlechterordnungen an Hochschulen? Zur theoretischen Fundierung einer empirischen Untersuchung im Sinne der Bourdieu'schen Feldtheorie, in: Bernhard, Stefan, und Christian Schmidt-Wellenburg (Hrsg.): Feldanalyse als Forschungsprogramm 1: Der programmatische Kern. Wiesbaden, S. 427–451

Jungbauer-Gans, Monika/ Gross, Christiane (2013): Determinants of Success in Scientific Careers: Findings from the German Academic Labour Market. Zeitschrift für Soziologie/42(1): S. 74–92

Könekamp, Bärbel (2007): Chancengleichheit in akademischen Berufen: Beruf und Lebensführung in Naturwissenschaft und Technik. Wiesbaden

Koschorke, Albrecht (2012): Wahrheit und Erfindung: Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt am Main

Kraus, Beate (2000): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen, in: dies. (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterord-

nung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt/New York, S. 31–54

Lind, Inken (2004): Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick. Bielefeld

Möller, Christina (2013): Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger? Explorative Analysen über die soziale Herkunft von Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten, in: Soziale Welt 64 (4), S. 341–359.

Rastetter, Daniela (2013): Sexualität und Herrschaft in Organisationen, in: Müller, Ursula/ Riegraf, Birgit/ Wilz, Sylvia (Hrsg.): Geschlecht und Organisation. Wiesbaden, S. 355–387

Reckwitz, Andreas (2010): Kultursoziologische Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden, S. 179–205

Reuter, Julia/ Berli, Oliver (2013): Die Kunst zu arbeiten. Eine Berufsfeldstudie zum Museumspersonal, in: Sociologia Internationalis 51/1, S. 1–23

Rusconi, Alessandra/ Solga, Heike (Hg.) (2011): Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften. Opladen

Schubert, Frank/ Engelage, Sonja (2010): Sind Kinder ein Karrierehindernis für Hochgebildete? Karriere und Familie bei Promovierten in der Schweiz. Zeitschrift für Soziologie 39 (5), S. 382–401

Voß, Günter G. (1995): Große Sicherheiten, kleine Karrieren: zur alltäglichen Lebensführung von FacharbeiterInnen und Angestellten eines Großkonzerns, in: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen

Zimmer, Annette/ Krimmer, Holger/ Stallmann, Freia (2007): Frauen an Hochschulen: Winners among Losers. Opladen

Manuskript eingereicht: 31.10.2014
Manuskript angenommen: 18.03.2015

Anschrift der Autorin:

Dr. Sandra Beaufaÿs
Universität Bielefeld
SFB 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten“
Universitätsstraße 25
D-33615 Bielefeld
E-Mail: sandra.beaufays@uni-bielefeld.de
URL: www.sfb882.uni-bielefeld.de/de/projects/b5

Sandra Beaufaÿs ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und stellvertretende Projektleiterin im Projekt B5 „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung“ des Sonderforschungsbereichs 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten“.